



Quelle: LASD Sachsen, Foto: Ralf Marten

## **Zerquetschte Finger und endlose Verhöre: Wolfgang Lehmann**

Wolfgang Lehmann wird am 30. März 1929 in Großräschen geboren. Er hat drei Geschwister und ist der Älteste. Wolfgang Lehmann wächst in einem Elternhaus auf, wo nicht über Politik gesprochen wird. Seine Eltern sind angepasst: 1932 tritt sein Vater der NSDAP bei, um eine Stelle in der Verwaltung zu erhalten. Als sein Bruder kurz nach der Geburt im Dezember 1944 stirbt, sieht Wolfgang Lehmann seinen auf Fronturlaub befindlichen Vater das letzte Mal. Wolfgang Lehmann ist Hitlerjugendführer.

In den letzten Kriegswochen ist er im Volkssturm eingesetzt. Als Führer eines Panzervernichtungstrupps irrt er auf der Suche nach einem Einsatzort mit Panzerfäusten, Eierhandgranaten und einer Maschinenpistole bewaffnet auf dem Fahrrad durchs Land und landet beim Brandenburgischen Volkssturm-Bataillon, wo er als Melder tätig sein soll. Viele Ältere raten ihm, sich nach Hause abzusetzen. Mit seinem Freund Ulli Wiese entscheidet er sich schließlich auch für

diesen Schritt. Nach dem Krieg geht das Leben von vorn los. Wolfgang Lehmann setzt die Schule fort, wieder mit Freund Ulli, bei dem er fast seine ganze Freizeit verbringt. Die Wieses betreiben die Brotbäckerei, nur deshalb lässt man sie wegen ihrer Nazivergangenheit in Ruhe. Auch die Kommunisten wollen Brot essen. Und sie warnen Mutter Wiese, dass die Jungs verhaftet werden sollen. Fluchtpläne werden besprochen, aber Wolfgang Lehmann verspricht seinem Freund, nicht abzuhaufen. Die Folge: am 24. Oktober 1945 bringt man ihn auf die sowjetische Kommandantur.

*»Und da haben die meine Personalien aufgenommen, dann wurde ich in einen Stall gesperrt. Der war schon übervoll mit Menschen. Da haben wir die Nacht verbracht. Ohne Essen und Trinken. Wir haben gestanden, denn wir waren so viele, da konnte keiner umfallen. Am nächsten Tag ging's dann auf Lkws nach Calau, unsere damalige Kreisstadt. Da war der berühmte GPU-Keller. Und da fing es dann mit den Verhören an, immer nur nachts. Nachts. Und in einem dunklen Raum. Ich wurde mit zwei Scheinwerfern angestrahlt, vor mir saß im Dunkeln ein Offizier und daneben stand ein Zivilist, der als Dolmetscher fungierte und der anfing, mich auch zu schlagen. Zuerst mit einem großen Knüppel, dann hat er ein Telefonkabel gehabt, und das steigerte sich dann bis zu so einem Schlagring. Ich soll Werwolf gewesen sein. Mit Panzerfäusten soll ich sowjetische Lkws mit Soldaten in die Luft gesprengt haben. Aber ich hatte in meinem Leben nie eine Waffe abgeschossen und nie auf Menschen gezielt.«*

Wolfgang Lehmann wird bei den endlosen Verhören schwerer Folter ausgesetzt, damit er seine vermeintlichen Straftaten zugibt. *»Und das ging jede Nacht, Nacht für Nacht. Wenn die Schritte in den Keller runterkamen und die Tür geschlossen wurde, war ich immer wie erstarrt vor Angst. Und in einer dieser nächtlichen Verhöre zwängte dann der Dolmetscher meine Hand in die Bandseite der Tür und machte die Tür zu. Die Finger platzten auf. Das ist noch heute zu sehen, da wurde ja nichts behandelt. Doch ich habe nicht unterschrieben. Aber in der nächsten oder übernächsten Nacht. Da haben sie mich gezwungen, auf einer Flasche zu sitzen. Da bin ich ohnmächtig geworden, und da hab ich dann unterschrieben.*



Quelle: Wolfgang Lehmann

Wolfgang Lehmann in Uniform.

*Ich hätte auch mein Todesurteil unterschrieben. Ich wollte einfach nicht mehr leben, konnte das nicht mehr ertragen. Physisch und psychisch nicht. Und damit war für mich die Sache dann erledigt. «*

Wolfgang Lehmann wird nach Cottbus ins Gefängnis gebracht, wo er beim Duschen mit seinem Freund Ulli zusammentrifft. Auch der ist von den Schlägen am ganzen Körper grün und blau. Er ist in einer Einzelzelle untergebracht, darf sich den ganzen Tag nicht hinsetzen, nachts wird er verhört und wieder geschlagen. Hinter den Gefängnismauern verliert er den Glauben an Gott. Seine Jugend geht dort zu Ende. Im November wird Wolfgang Lehmann ins Lager Ketschendorf gebracht. Das Lager ist in einer ehemaligen Wohnsiedlung der Deutschen Kabelwerke untergebracht. Ursprünglich für 500 Bewohner ausgelegt, teilen sich bald 10.000 Häftlinge den eng bemessenen Raum. Er weiß lange nicht, wo er sich überhaupt befindet. »Ich war im sogenannten Jugendhaus untergebracht. Da waren alle, die bis achtzehn Jahre alt waren. Das war ein

*Achtfamilienhaus, zweigeschossig mit ausgebautem Dachgeschoss. Das Haus gibt's noch heute. In dem Haus waren ungefähr 1.200 Jungs. Meine erste Schlafstätte war hinter der rechten Eingangstür, da ging die Treppe in den Keller runter. Die dritte Stufe von oben, das war meine erste Schlafstätte. Dass ich meinen dicken Stoffmantel hatte, war für mich ein Segen, weil ich darauf liegen konnte. Im Laufe der Zeit konnte ich dann in den Keller reinrücken, weil immer mehr Kinder weggestorben sind. Im Keller gab's eine Holzpritsche, ungefähr in ein Meter Höhe. Untendrunter schlief man auf dem Betonfußboden. Irgendwelches Bettzeug gab es nicht. Wir lagen ganz dicht aneinander, entweder alle auf der linken Seite oder auf der rechten Seite, die Beine etwas angezogen, wie die Ölsardinen portioniert. Nun waren ja etliche dabei, die im Sommer verhaftet worden waren, in Sommerkleidung. Die hatten inzwischen durchgelegene Beckenknochen. Da hab ich gesehen, wie ein Knochen aussieht, so weißlich. Die konnten das nicht lange aushalten, dann haben sie alle wach gemacht, und dann mussten wir uns alle auf die andere Seite legen. «*

Die hygienischen Zustände im Lager sind katastrophal, überall gibt es Wanzen und Flöhe. Die Wasserhähne im Außenbereich sind im Winter eingefroren. Alle drei Wochen wird die Wäsche zum Entlausen in Heißluftöfen erhitzt, gewaschen wird sie nie. Da die Toiletten aufgrund der Überbelegung heillos überlastet sind, wird im Freien ein dreißig Meter langer Donnerbalken errichtet. Doch diejenigen, die 1946 die Ruhr bekommen, schaffen es nicht bis zum Donnerbalken. »Das Haus stank und war vollgeschissen von vorne bis hinten. Und diese schlimmen hygienischen Zustände, die führten eben dazu, dass die Sterblichkeit unglaublich anstieg. 1946, im Sommer, sind täglich ungefähr fünfzig Leute rausgefahren worden. Wir konnten das beobachten, weil im Lazarett, wo der Leichenkeller war, sind die Leute auf einen Anhänger geladen worden und den fuhren sie an unserem Haus vorbei. Die Leichen waren alle nackt, weil man deren Sachen an Lebende verteilte. In große Gruben hat man die Leichen reingeschmissen. Einfach reingeschmissen. Nackt. Würdelos verscharrt. Und zwar Schicht auf Schicht. Da wurde Chlor drübergestreut. Nächsten Tag kam die nächste Schicht. Und wenn die Grube voll war, wurde zugefüllt. «

Aber nicht nur die hygienischen Verhältnisse machen den Gefangenen zu schaffen, sondern auch der Hunger nagt an ihnen. »Die Verpflegung war katastrophal. Wir kriegten eine Scheibe Brot am Tag, einen Löffel Zucker und mittags eine Brühe, wo man nicht genau wusste, was das sein sollte. Also ein graues Wasser, wo mal ein paar Körnchen rumschwammen.«

Im Dezember 1946 werden die Gefangenen einer Gesundheitsuntersuchung unterzogen. Dass sich die Männer nackt vor den Ärztinnen aufstellen müssen, ist Wolfgang Lehmann äußerst unangenehm. »Wir waren früher nicht so offen in sexuellen oder überhaupt in körperlichen Dingen. Ich hab meine Eltern nie in Unterwäsche gesehen, schon gar nicht nackt. Und da musste ich nun nackt vor so eine Ärztin treten. Also das war für mich ganz schlimm. Aber das ging ganz kurz, die sagte bloß: ›Umdrehen!‹, dann griff sie in eine Pobacke, und das entschied dann darüber, ob man in Deutschland blieb oder nach Sibirien verfrachtet wurde. Meine war scheinbar so, dass es genügte. Ich wurde jedenfalls ausgesondert. Dann wurden wir in so einem kleinen Haus untergebracht, und zwischen uns und dem anderen Lager ist ein Stacheldrahtzaun gezogen worden.« Wolfgang Lehmann verabschiedet sich am Zaun von seinem Freund Ulli, der die Odyssee durch die Lager nicht überleben wird. Tage später wird er mit einem viel zu großen Mantel der Luftwaffe ausgestattet und am 31. Januar 1947 auf Viehwaggons verladen. Pro Waggon gibt es eine Pritsche, es gibt keine Fenster, man sitzt im Dunkeln auf dem Boden. Seine Notdurft verrichtet man an einer Rinne. Wohin die Reise geht, wissen die Männer zu diesem Zeitpunkt immer noch nicht. Es wird viel spekuliert. Die Fahrt dauert ewig. In Brest-Litowsk dürfen sie das erste Mal aussteigen. Sie sind an der sowjetischen Grenze, hier müssen die Gefangenen wegen der unterschiedlichen Spurweite in andere Viehwaggons umsteigen. An die Fahrt erinnert sich Wolfgang Lehmann kaum, die eintönigen Tage sind zu einem Brei zusammengeklebt. Einzig der Zwischenstopp in Moskau, wo die Gefangenen sich waschen dürfen, und das Essen zwischendurch rufen Erinnerungen hervor. »Zu essen gab's nicht jeden Tag. Und wenn, dann gab es so eine Suppe, die war ganz dünn.

*Und eine Scheibe Brot und einen Löffel Zucker, die übliche Geschichte. Später gab's bloß noch Trockenbrot. Das sind so Brocken, die haben aber den großen Vorteil, dass man die nicht zerbeißen kann, sondern die muss man im Mund aufweichen lassen, und dadurch hat man länger was im Mund. Und fast sadistisch war, dass sie uns auch Salzheringe reingereicht haben. Die haben wir gegessen und verschlungen wie verrückt. Das Schlimme war dann aber der Durst. Wie oft wir zu trinken gekriegt haben, weiß ich nicht mehr, aber das war fürchterlich, der Durst. Das führte so weit, dass wir angefangen haben, den Raureif von den Wänden abzulecken. Ich muss sagen, in unserem Waggon ist das ganz kameradschaftlich zugegangen. Wir hatten einen Waggonältesten, der hat genau eingeteilt, an welcher Fläche wer lecken durfte.»*

Am 6. März 1947 kommt der Zug in Sibirien an. Als Wolfgang Lehmann nach fünfwöchiger Fahrt in Hockstellung aus dem Waggon rausspringt, fällt er vornüber in den Schnee. Seine Beine halten ihn nicht mehr. Er schaufelt sich mit beiden Händen Schnee in den Mund, später im Lager trinkt er eine Schüssel Wasser nach der anderen. Die Unterbringung ist deutlich besser als in Ketschendorf. »Untergebracht waren wir in Erdbunkern. Das sind Baracken, die in die Erde eingelassen sind. Die bestanden aus halbierten Baumstämmen, die glatte Seite nach innen, die runde Seite nach außen. So war auch das Dach gedeckt. Da war Moos drauf, um die Ritzen zu verstopfen, und dann Erde. Und das war im Sommer wie im Winter angenehm. Im Sommer nicht zu heiß, im Winter nicht zu kalt. Aber wir hatten Öfen drin. Und da hab ich jetzt zum ersten Mal wieder in einem Bett geschlafen, nur für mich. Es waren Doppelstockbetten aus Stahl. Also am 24. Oktober 1945 wurde ich verhaftet, und am 6. März 1947 in Sibirien hab ich dann zum ersten Mal wieder in einem Bett geschlafen.«

Bei der Arbeitseinteilung hat Wolfgang Lehmann Glück. Er wird ins Sägewerk direkt neben dem Lager geschickt. Erfrierungen, hervorgerufen durch lange Arbeitswege im Extremfrost, bleiben ihm deshalb erspart. Da er Ungelernter ist, eignet er sich alles selbst an und arbeitet sich nach und nach hoch. Er ist einem komplett deutschen Arbeitskommando zugeteilt. Die Männer arbeiten gewissenhaft und erfüllen ihre Norm um ein

Vielfaches. Weil sie so gut arbeiten, gelingt es ihnen, als ganzes Kommando an ein neu errichtetes Sägewerk versetzt zu werden. Das Sägewerk entlohnt die Arbeit. Ein Teil geht ans Lager für die Unterbringung der Häftlinge und einen Teil erhalten die Gefangenen. *»Im März 1948 bekam ich das erste Mal Geld. Das reichte für ein Kastenbrot. Und da hab ich das Kastenbrot auf mein Bett gelegt und hab das Brot in einem Zug aufgegessen. Das war wie Gottesdienst. Das werde ich nie vergessen in meinem Leben.«* Die Männer schmuggeln Holzteile aus dem Sägewerk ins Lager, um Möbel daraus zu bauen. Die Einzelteile verstecken sie in Holzspansäcken, die sie zum Heizen mitnehmen dürfen. Den Begleitposten bestechen sie mit einem selbst gebauten Holzkoffer. *»Alle drei Wochen wurden die Posten ausgewechselt. Es sollte zu keiner Verbrüderung kommen. Und jeder Postenführer, der kam, sagte als Erstes: ›Franz, bitte Holzkoffer!‹ Es war das höchste Glück eines sowjetischen Soldaten. Und im Lager wurden dann Stühle und Hocker zusammengebaut, Hocker und so was alles. Das haben die dann verscheuert. Auch im Lager an sowjetische Offiziere. Die wussten, dass das vom Sägewerk geklaut war, aber es ist gegangen.«* Wolfgang Lehmann ist findig und macht Geschäfte, die ihm das Überleben sichern. Nach der Arbeit im Sägewerk hilft er in der Küche aus und arbeitet sich bis zum Nachtkoch für die Schichtarbeiter hoch. Nun leidet er keinen Hunger mehr, bekommt aber nur noch zwei Stunden Schlaf nach jeder Schicht.

1948 dürfen die Gefangenen zum ersten Mal nach Hause schreiben, und zwar Doppelkarten vom Internationalen Roten Kreuz. *»Das waren zwei Karten, die man zusammenklappen konnte, also zwei Postkarten zusammengeheftet. Und die eine hab ich beschrieben, maximal 25 Worte, und die ging dann weg, und die andere Hälfte konnte der Empfänger beschreiben und in den Briefkasten stecken, und die kam auch bei uns an. Meine Schwester wusste noch vor ein paar Jahren auswendig, was auf dieser ersten Karte stand. Das hat sich so eingebrannt, denn bis dahin wusste meine Mutter überhaupt nicht, ob ich noch lebe. Aber nun wusste sie immer noch nicht, wo ich bin, denn das war aus der Karte ja nicht ersichtlich. Sie wusste nur, es gibt mich noch.«*

Die Lagerinsassen sind durchweg Internierte, die ohne Urteil auf das Ende der Haft warten. Das Personal besteht zum Großteil aus Verbannten, zwangsverpflichteten Sowjets. Wolfgang Lehmann findet hier viel persönliche Zuwendung. Der Haftalltag wird leichter, den Gefangenen geht es allmählich besser. Sogar für Freizeitaktivitäten haben sie nun die nötige Kraft. Sie treiben Sport, spielen Fußball und Theater. *»Da ist sogar eine Kulturbaracke gebaut worden aus Stein, wo Theateraufführungen gemacht worden sind. Wie ›Rätsel um Ramona‹ – das war unglaublich lustig. Also es war nicht so, dass da bei uns nur Trauer und Trübsal geherrscht hätten. Wir waren eigentlich eine ganz normale Männergesellschaft. Und das Ulkige war, wenn wir zum Beispiel Sportveranstaltungen gemacht haben, da haben die Sowjets draußen auf den Bretterstapeln im Sägewerk gesessen und von draußen reingeguckt. Also verkehrte Welt: Die haben zugesehen, wie wir uns belustigt haben.«*

1949 dürfen sich die Gefangenen eigene Holzbaracken bauen. Nun haben sie in den Baracken sogar Doppelstockbetten mit Kopfkissen, Zudecke und richtiger Bettwäsche. *»Das war richtig zivilisiert. Wir haben manchmal gesagt, uns fehlt eigentlich nur eins: die Freiheit. Und Frauen.«* Im Oktober 1949 hören sie von der Gründung der DDR. Sorgen machen sich breit. Wenn Ostdeutschland jetzt auch eine Sowjetrepublik ist, warum sollte man sie dann nach Hause lassen, sie waren doch schon in der Sowjetunion ... Wolfgang Lehmann und sein Freund Gerhard Kanitz denken über eine gemeinsame Flucht nach. Im Sommer 1950 soll es so weit sein, sie wollen Richtung Süden übers Altaigebirge nach Indien. Vorerst lernen sie fieberhaft Russisch. Zum Glück kommt es nicht dazu. Dann werden sie in ein anderes Lager verlegt. Dort sinkt die Arbeitsmoral schlagartig. *»1948, so im Spätsommer, sind bei uns die Bestarbeiter und Aktivisten herausgeholt worden. Die sollten damals nach Hause fahren. Da ist der Zug, also die Marschkolonne mit sowjetischer Militärkapelle vornweg, losmarschiert runter in die Stadt, um nach Hause zu fahren. Und als wir Weihnachten 1949 in das Lager nach Kuzniezsk kommen, treffen wir die alle wieder. Da haben*



wir gesagt, also, wir kommen nie nach Hause. Und von da an haben wir dort im Sägewerk nicht mehr wie die Verrückten gearbeitet. Da haben wir nach Strich und Faden beschissen.« Den Männern ist die Motivation vollends abhandengekommen. Daher fügt es sich, dass ihre Entlassung bevorsteht. Doch diese vollzieht sich ohne Vorankündigung, schleppend und vollkommen chaotisch.

»Wir sind also in die Güterwaggons eingeladen worden, aber die Türen blieben offen. Und die waren auch auf dem ganzen Weg nicht verschlossen, da konnten wir auf- und zumachen, wie wir wollten. Wir standen auf dem Bahnhof, doch der Zug fuhr nicht ab. Noch eine Nacht. Wieder nicht weg. Am dritten Tag kamen Lkws. Der letzte Waggon war nicht ganz voll, da haben die aus unserem Lager willkürlich Leute aufgerufen, auch welche, die erst kurz zuvor verurteilt worden waren. Auf den Lkw geladen, rein in Zug, Tür zu, und dann fuhr der Zug nach Deutschland. Die haben nicht gesagt, du bist amnestiert. Die haben die einfach eingeladen. Sind mit uns nach Hause gefahren. Ich bin lange Strecken auf dem Dach gefahren, ich wollte viel sehen. Wenn ich genau auf dem Scheitelpunkt lag, dann bin ich nicht runtergekullert. Da hab ich auf dem Bauch gelegen und hab geguckt, wie wir durch die Steppen von Sibirien gefahren sind.« Auch der Zwischenstopp in Brest-Litowsk zum Wechsel des Zugs erweist sich als tückisch, denn die sowjetische Zähllogik bringt so manchem Gefangenen zusätzlich noch einmal zwei Haftjahre ein. »In Brest-Litowsk wurden wir wieder ausgeladen und in zwei verschiedene Lager verteilt. Nach dem Alphabet. Dann wurden die Leute aufgerufen und es ging raus zum Bahnhof. Ein paar Leute vor mir ging die Schranke runter am Tor. Wir standen da. Am nächsten Tag geht das Aufrufen weiter. Schranke geht wieder hoch. Lehmann geht durch die Sperre und fährt nach Hause: 1950. Mein Freund Hans-Joachim Lohe aus Guben fährt 1952, weil er im Alphabet acht Leute hinter mir war. Da war der Zug voll. Ganz tragisch war es für einen, der hieß Hartwig. Rolf Hartwig. Der war irgendwie verrutscht auf der Liste. Im Russischen gibt es ja kein H, man kann entweder Gartwig oder aber Xartwig sagen. Eigentlich war ein G gebräuchlicher, aber man hat sich für das X entschieden und ihn hinten ran getan. Dadurch

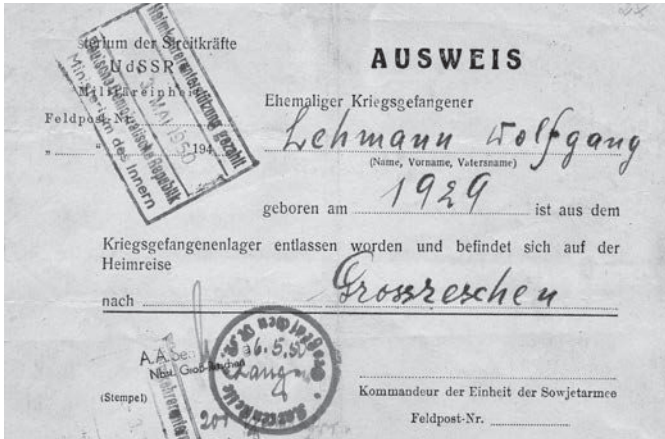


Haftkameraden von Wolfgang Lehmann in Sibirien, in Wattekleidung.

*fuhr der 1952 nach Hause. Wenn man ihn vorn eingeordnet hätte, wäre er 1950 nach Hause gefahren.»*

Wolfgang Lehmann wird am 3. Mai 1950 in Frankfurt/Oder entlassen. Zu Hause angekommen, geht er ins erstbeste Fotogeschäft. *»Als ich damals nach Hause kam, da hatte ich so eine Eingebung und habe gesagt, das muss ich verewigen. Ich hatte zwar gar kein Geld zum Fotografieren, aber ich dachte, das ist eine historische Sache, die musst du festhalten.«*

Nach seiner Rückkehr geht er spontan zum Sägewerk im Nachbarort. Er will als Ungelernter anfangen, denn mit 21 Jahren hat er weder eine Ausbildung noch einen Schulabschluss in der Tasche. Er hat Glück, denn der Chef im Sägewerk ist sein ehemaliger Volkssturmführer. Dieser nimmt ihn sofort als Umschüler auf. Er verdient gutes Geld und absolviert wenige Monate später seine Gesellenprüfung, obwohl er nicht einmal einen Ausbildungsvertrag und eine Anmeldung zur Prüfung vorweisen kann. Irgendwie schlägt er sich immer durch. Sein technischer Leiter rät ihm zu einem Studium, doch in Leipzig und Dresden gibt es Schwierig-



Quelle: Wolfgang Lehmann

Wolfgang Lehmann wird nicht als politischer Häftling, sondern als Kriegsgefangener entlassen. Dadurch hat er zwar weniger Nachteile, jedoch wird so auch der Haftgrund im Nachhinein verschleiert, 3. Mai 1950.

keiten wegen seiner Zeit in Sibirien. Er beginnt 1951 in Cottbus ein Studium zum Bauingenieur und überspringt sogar zwei Semester. 1954 schlägt er die Richtung Diplomingenieur ein. Als erster Diplomand der neu gegründeten *Hochschule für Bauwesen* in Cottbus gibt er genau zu Weihnachten 1958 seine Diplomarbeit ab. Zu dieser Zeit ist er verheiratet und bereits Vater geworden. Wolfgang Lehmann arbeitet dann als Statiker bei der *Bauunion* in Großräschen und hat in dieser Tätigkeit auch in Berlin zu tun. Auf dem Weg dorthin wird er von der Staatssicherheit aufgegriffen, die wegen der Bauunterlagen einen Fluchtversuch wittert. Sie lassen von ihm ab, wollen ihn aber als Spitzel werben. Wolfgang Lehmann will sich darauf nicht einlassen. Es folgt eine Zeit, in der er intensiv über eine Flucht in den Westen nachdenkt. Im Februar 1960 ist es so weit. Das Ehepaar mit den mittlerweile drei Kindern flüchtet über Berlin nach Westdeutschland. In Hessen beginnen sie ein neues Leben. Wolfgang Lehmann findet eine Arbeit als



Wolfgang Lehmann lässt sich unmittelbar nach seiner Entlassung 1950 in seiner Haftkleidung mit Pelzmütze und Wattejacke fotografieren. Es ist vermutlich das einzige Foto, das von den »Pelzmützentransport«-Rückkehrern existiert.

Bauingenieur. Er ist zunächst in der Bauindustrie tätig und arbeitet später freiberuflich als Beratender Bauingenieur und Bausachverständiger. Erst mit dem Mauerfall beginnt er über sein Schicksal zu sprechen. *»Also bei mir ist mit dem Mauerfall innerlich auch eine Mauer gefallen. Bis zum Mauerfall hat nicht mal meine Frau im Einzelnen gewusst, was mit mir gewesen ist. Das war wie ein Mauerfall in meinem Inneren. Erst da konnte ich darüber reden.«* Gut zehn Jahre später spricht Wolfgang Lehmann auch vor Schülern von seinen Erlebnissen. Auf manche Fragen weiß er bis heute keine Antwort, zum Beispiel wenn die Schüler wissen wollen, woher er damals die Hoffnung nahm. *»Das kann ich gar nicht beantworten. Das hat sich ergeben. Für uns war das Niederschmetternde, dass wir nicht verurteilt waren. Ich hatte kein Ziel. Wenn jemand 25 Jahre hat, weiß er, in 25 Jahren ist es erledigt. Das war bei uns nicht der Fall. Wir waren völlig hoffnungslos.«* Wolfgang Lehmann lebt heute im Odenwald und ist bis ins hohe Alter als Zeitzeuge aktiv.